

Nr. 275. Bromberg, den 6. Dezember 1929.

Der Buchstabe „E"

Kriminalroman von **William Le Queux.**

Ins Deutsche übertragen von **Dr. Otto Borschke.**

(23. Fortsetzung.) ——

Wir fuhren auf der Pont de la Concarde über die Seine, dann bog das Taxi, das wie alle Pariser Taxi mit rasender Geschwindigkeit fuhr, in den Boulevard Raspail ein, der zur Porte d'Orleans führt.

„Der ganze Fall ist überaus geheimnisvoll und die Leute, die damit in Verbindung stehen, sind eine gefährliche Sorte — wie es ja das Schicksal der armen Anna Huber zeigt", sagte Paige.

„Doch warum lebt Lady Erika so im Verborgenen? Wo hält sich Faßbind und sein Sohn auf, und dann jener Mosse?" fragte ich.

„Sie wissen also auch von diesen? Was haben Sie über die in Erfahrung gebracht?" fragte er als Erwiderung.

Ich erzählte ihm, wie die Genannten plötzlich von Riverside Road und Fitzjohns Avenue verschwunden waren und fügte hinzu, daß ich seither keine Spur von ihnen entdecken konnte.

„Wer hat wohl die Anna Huber umgebracht?" fragte ich.

„Zweifellos ihr Geliebter, Fritz Hirsch", gab er zur Antwort. „Wir haben Beweise dafür, daß die beiden ein paar Tage vorher einen heftigen Streit miteinander hatten, da er ihrer überdrüssig war. Er hatte sich in Lady Erika verliebt."

„War sie damals schon von Petersen weg?"

„Ja, am Tage vorher. Es bedarf nur mehr einiger Beweise, bis es uns möglich sein wird, unsere Hand auf den Mörder zu legen. Dann wird es aber einen großen Skandal geben."

Wir hatten den Festungsgürtel passiert und wandten uns nach links, in der Richtung gegen Malakoff hin, bis wir in eine Straße einbogen, die durch Gemüsegärten zu führen schien, soweit ich in dem Halbdunkel sehen konnte, da sich der Mond hinter einer Wolke versteckt hatte. Dieses Viertel von Paris war mir unbekannt.

Plötzlich hielt das Auto. Ich stieg aus und sah, daß wir uns am Ende einer Straße befanden, längs welcher in Entfernungen voneinander kleine zweistöckige Häuschen lagen, die von Gärten umgeben waren.

Paige wies auf ein Haus, das auf der anderen Seite lag, und sagte leise:

„Das ist das Haus — gehen Sie hin, klopfen Sie, und fragen Sie nach ihr."

Rasch eilte ich über die Straße. Auf mein Klopfen öffnete eine runzlige, alte Französin, die darüber erstaunt schien, noch zu so später Stunde einen Besucher zu sehen.

Ich erkundigte mich auf französisch nach Mademoiselle Erika, worauf die Frau erwiderte:

„Mademoiselle ist heute nicht recht wohl, doch wenn Sie ein Freund von ihr sind, dann kommen Sie nur herauf."

Mit wild klopfendem Herzen folgte ich der Frau über eine schmale Stiege in den ersten Stock hinauf, wo ich in einem schäbig eingerichteten Zimmer Erika in einem Lehnstuhl beim Fenster sitzen sah.

Das Kinn war ihr auf die Brust gesunken, die Arme hingen ihr schlaff herab und ich sah auf den ersten Blick, daß sie bewußtlos war.

„Wie lange ist sie schon in diesem Zustand?" fragte ich die Frau. „Das weiß ich nicht", krächzte die alte Hexe. „Ich fand sie so vor ungefähr zwei Stunden."

Ich ließ mich neben ihr auf die Knie nieder, ergriff ihre Hand und blickte beängstigt in ihr bleiches Gesicht.

Ich dachte an Paige, doch er hatte mich allein gelassen, denn er hatte gesagt, ich könnte ganz leicht allein den Rückweg zur Porte d'Orleans und von dort in die Rue Rivoli finden.

War meine Geliebte in den Händen ihrer Feinde oder war das wahr, was mir der Detektiv gesagt hatte, daß ihr Herz für den Schweizer Bergführer schlug?

Ich streichelte ihre Hände und rief sie bei ihrem Namen, doch sie regte sich nicht. Sie lebte, denn ihre Brust hob und senkte sich.

Ich blickte umher und bemerkte, daß sich die alte Frau zurückgezogen und die Türe geschlossen hatte. Im Zimmer herrschte eine tiefe Stille, bis auf das Ticken einer Pendeluhr, die an der Wand hing.

„Erika!" rief ich. „Erika — ich bin hier — Ralph! Was ist geschehen? Um Gottes willen, sprechen Sie!"

Doch sie rührte sich nicht.

Sie mußte jedenfalls aus gewesen sein, denn sie hatte ein ärmelloses Abendkleid aus blaßroter Seide an, mit einem Überkleid aus gleichfarbigen Spitzen und breitem silbernen Gürtel. Ich schob das Kleid über ihre Achsel herunter und sah nun dieses scheußliche Mal in der Form des „E", doch war es nicht mehr rot, wie früher, sondern schwarzblau.

Wo mochte Erika gewesen sein? Hier in diesem Viertel trug man keine solchen Toiletten.

Ich blickte umher, ob ich nirgends Wasser finden könnte. Da bemerkte ich eine große Vase voll Blumen; ich nahm die Blumen heraus und spritzte ihr das Wasser nach und nach ins Gesicht. Ihr Gesichtsausdruck war keineswegs verzerrt, sie sah aus, als ob sie schliefe.

Hatte man sie neuerlich betäubt?

Außer mir vor Verzweiflung, stürzte ich zur Türe, um die alte Frau zu rufen, damit sie einen Arzt hole — da fand ich zu meiner Überraschung, daß ich die Türe nicht öffnen konnte.

Eben wollte ich den Schlüssel umdrehen, da ließ mich ein schriller Aufschrei Erikas herumfahren.

Sie mußte plötzlich zum Bewußtsein gekommen sein, denn sie saß aufrecht in ihrem Sessel und starrte mich erschrocken an. Voll Entsetzen hatte sie ihre Hände gegen mich ausgestreckt.

„Sie!" rief sie aus. „Sie! — Ralph!"

„Ja, ich bin es!" stieß ich hervor, indem ich auf sie zueilte und ihre beiden Hände ergriff. „Was ist geschehen? Sprechen Sie!"

„Wie kommen Sie hierher?" fragte sie erregt. „Wer hat Sie hergebracht?"

„Ein Detektiv, namens Paige."

„Ein Detektiv?" wiederholte sie. Sie war aufgestanden und strich sich mit der Hand über die Stirne; dann schwankte sie und fiel wieder auf ihren Stuhl zurück. „O, man hat mir eingeredet, Sie seien tot und hätten das Schicksal Annas geteilt! Doch Gott sei Dank, Sie leben!"

„Wo ist Fritz?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht — mir ist nur soviel bekannt, daß er nach Italien ist. Seit ich von London weg bin, habe ich ihn nicht mehr gesehen."

„Dann hat mich Paige angelogen! Er sagte mir, daß Fritz in Sie verliebt wäre und daß er Anna umgebracht hätte."

„Fritz hat mit Annas Tod nichts zu tun — auch habe ich keinen Geliebten."

„Mit Ausnahme von mir!" rief ich aus, indem ich mich über sie neigte und ihren Mund mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Leise schob sie mich weg.

„Warum haben Sie meine Warnung nicht beachtet — weshalb sind Sie hierhergekommen?"

„Weil mir Paige, der Detektiv, sagte, daß Sie hier wären."

„Gewiß — doch kann ich mich nicht erinnern, was vorgefallen ist", sagte sie, indem sie verwundert umherblickte. „Ich kleidete mich an, da ich ausgehen wollte, da wurde mir plötzlich so seltsam und dann sagte er mir etwas — —. Ah, ich erinnere mich jetzt, was er mir sagte!" schrie sie auf. „Er sagte mir, Sie seien nicht tot, doch würden Sie hierher zu mir kommen und würden das Zimmer lebend nicht mehr verlassen."

„Was soll das heißen?" fragte ich erstaunt. „Ist dies hier denn das Haus meiner Feinde?"

„Ja, dies ist ein Haus des Unheils!" stieß sie wild hervor. „Jetzt kann ich mich an alles erinnern. Es ist entsetzlich! Er sagte, daß Sie zu mir kommen würden — Sie würden eine Viertelstunde da bleiben und dann sterben! Wie lange sind Sie schon da?"

„Vielleicht sechs oder sieben Minuten", erwiderte ich und warf einen Blick auf die tickende Pendeluhr. Seltsam, diese Uhr hatte gleich bei meinem Eintreten meine Aufmerksamkeit erregt.

„Habe ich Ihnen nicht schon in London gesagt, daß mir das Los zugefallen ist, Sie zu töten? Ich zog den roten Zettel — er bedeutete, daß Sie durch meine Hand sterben sollten", sagte sie in großer Erregung. „Da ich mich weigerte, diesen gräßlichen Auftrag zu erfüllen, haben sie uns beiden die Falle gelegt, in der wir beide sterben sollen! Was sollen wir nun tun!" rief sie aus und sprang auf.

„Die Türe ist versperrt", sagte ich.

„O, rühren Sie sie nicht an — auch das Fenster nicht! Er sagte auch, daß wir, falls wir zu fliehen versuchen sollten, beide in die Luft fliegen würden!"

„Es bleiben uns nur mehr sechs Minuten zur Flucht", warf ich ein.

Wir saßen beide in einer Falle. Zweifellos befanden sich an der Türe und am Fenster elektrische Kontakte. Als ich das Fenster näher ansah, fand ich ihn auch — ein kleines Eisenplättchen mit einem Draht daran, das in den Fensterrahmen eingelassen war. Der Draht führte ins Zimmer herein und dort in die Mauer. Vergeblich versuchte ich, den versteckten Sprengstoff zu finden; jedenfalls mußte es ein starkes Sprengmittel sein, um das Haus zu vernichten und möglicherweise in Brand zu setzen und so alle Spuren des Verbrechens zu vernichten.

Dann untersuchte ich die Türe, doch wagte ich nicht, die Klinke zu berühren. Es gelang mir nicht, den elektrischen Kontakt zu finden. Die Türe war verschlossen, doch der Schlüssel steckte.

Gleichmäßig tickte die Uhr weiter. Nur mehr wenige Minuten war es bis zu unserem Ende, das uns unsere Feinde bereitet hatten.

Wir waren beide gefangen. Man hatte Erika mitgeteilt, was mit uns beabsichtigt war, und dann hatte man sie betäubt, damit sie keinen Lärm schlagen könne.

Ich küßte sie nochmals auf die Lippen und fühlte, wie sie in meinen Armen zitterte.

Mit hartem metallischen Schlage tickte die Uhr weiter.

Voll Entsetzen klammerte sich Erika an mich — in furchtbarer Angst, daß die nächsten Sekunden unsere letzten sein könnten.

28. Kapitel.

Um ein Haar.

Langsam, doch grausam, tickte die Uhr weiter. Jeden Augenblick konnten wir in Atome zerrissen werden.

„Sie sprachen von einem giftigen Gas, ich erinnere mich jetzt", sagte Erika.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, eilte ich zum Fenster, zog mein Taschenmesser hervor und schnitt damit den Draht ab. Kaum hatte ich dies getan, bemerkte ich jedoch, daß ein dritter Draht derart an die Eisenplatte angelötet war, daß ich nicht zu ihm gelangen konnte. Der Draht, den ich durchschnitten hatte, führte nirgends wohin!

Ich eilte zur Türe und prüfte sie nochmals. Es war keine Sekunde mehr zu verlieren.

Ich wußte, daß der Weg zur Flucht, an den ich jetzt dachte, ungemein gefährlich war, doch blieb nichts anderes übrig. Sollte ich denn ruhig dem Tode ins Auge blicken?

Meine Hand war keinen Zoll weit von der Türklinke entfernt, doch ich wagte es nicht, sie zu berühren. Zwar hatte ich sie vorher schon berührt, doch konnte ich nur annehmen, daß damals der elektrische Strom noch nicht eingeschaltet gewesen war.

Einen Augenblick zögerte ich noch. Ich wagte nicht, der Frau, die ich liebte und zitternd neben mir stand, in die Augen zu sehen. Eigentlich hatte man sie dazu bringen wollen, mich zu töten, doch wenn ich jetzt meinem Antriebe folgte, wäre vielleicht ich es, der ihr den Tod brachte.

Noch eine Sekunde. Die Uhr tickte weiter — sie schlug die letzten Augenblicke unseres Lebens. Das konnte ich nicht länger ertragen — ich neigte mich über Erika und drückte ihr einen letzten Kuß auf die Lippen.

Dann nahm ich allen meinen Mut zusammen, zog meine Pistole, ohne die ich in der letzten Zeit niemals ausgegangen war und legte die Mündung an das Schlüsselloch und feuerte dreimal rasch hintereinander. Der Knall in dem engen Raum war zwar furchtbar, doch es erfolgte keine Explosion. Ich hatte den elektrischen Kontakt im Schloß zerstört, drum riß ich die Türe auf und sprang mit schußbereiter Waffe hinaus. Erika folgte mir.

Wir waren frei!

Alles war stockdunkel und ich mußte mich über die Treppe hinuntertasten, Erika hinter mir.

„Seien Sie vorsichtig", flüsterte sie, „vielleicht warten sie unten!"

Kaum hatte sie das gesagt, da blitzte es vor mir auf — ein Krach und eine Kugel pfiff an meinem Ohr vorbei. Im nächsten Augenblick fiel ein zweiter Schuß, die Kugel streifte Erika an der Hand, doch in derselben Sekunde schoß ich auch nach der Stelle, wo es aufgeblitzt hatte.

Ein lauter, schmerzlicher Schrei eines Mannes folgte, dann das dumpfe Aufschlagen eines Körpers auf den Boden. Ich hatte getroffen!

Nichts rührte sich, nur ein Stöhnen war im Hausflur zu hören. Vorsichtig tastete ist mich weiter, denn ich wußte nicht, ob nicht im Dunkel noch ein zweiter Feind lauerte, da ging plötzlich das Haustor auf und ich sah gegen das schwache Licht der Straße die Silhouette einer männlichen Gestalt.

Im nächsten Augenblick hatte ich Paige erkannt, der sich mir gegenüber als Detektiv ausgegeben und mich in diese teuflische Falle gelockt hatte. Er stand zwischen uns und der Freiheit, deshalb hob ich, ohne zuzögern, meine Pistole und schoß. Meine Kugel mußte ihn in den Kopf getroffen haben, denn er warf seine Arme in die Höhe, taumelte und fiel lautlos nach rückwärts zu Boden.

„Rasch!" rief ich Erika zu.

„Wir müssen fort, die Schüsse müssen gehört worden sein. Man darf uns hier nicht finden!"

Ich beugte mich nieder, um mir in dem schwachen Lichte das Gesicht des Mannes anzusehen, der im Hausflur lag. Er rührte sich nicht und stöhnte nicht mehr. Überrascht fuhr ich zurück — es war der alte Faßbind!

(Fortsetzung folgt)

St. Nikolaus.

Von Albert Schweitzer.

Der 6. Dezember war der Todestag des zu Patera in Lyzien geborenen, frommen Bischofs Nikolaus von Myra, der in vielen Gegenden noch heute als guter und gestrenger Kinderfreund, ja als Vorbote des Weihnachtsfestes von Haus zu Haus zieht. Bereits im 11. Jahrhundert war der St. Nikolaustag in Deutschland, Österreich und Holland ein Hauptfesttag der Kleinen. Erst viel später haben das Christkind und der Weihnachtsbaum die Erbschaft des frommen Bischofs angetreten. So wurden auch allmählich die im 16. und 17. Jahrhundert fast allgemein üblichen Nikolausmärkte nach und nach durch die heutigen Weihnachtsmärkte verdrängt. Trotzdem hat der 6. Dezember als Kinderfesttag sich bis heute in vielen Gegenden behauptet. Da der fromme Gottesmann gewissermaßen den urgermanischen Göttervater Wodan ersetzen mußte, so konnte er selbstverständlich von der alles umrankenden Volksphantasie nicht verschont bleiben. Zahlreiche Legenden beschäftigen sich mit der Person des frommen Bischofs. „Einst", so erzählt eine Legende, „sollte der Bischof zwei Knaben einsegnen, die von fernher nach Myra wallfahrteten. Unterwegs aber wurden sie von einem bösen Wirt ermordet und ihrer Habe beraubt. Durch einen Traum erfuhr der Bischof von dieser Freveltat; er wandte sich betend an Gott, und durch des Allmächtigen Hilfe wurden die Knaben wieder lebendig." Eine andere Legende erzählt folgendes: „Als Nikolaus einst erfahren hatte, daß ein armer Mann aus Not seine drei Töchter preisgeben wolle, um sich und dieselben zu ernähren, warf er ihm des Nachts einen Beutel voll Geld durch das Kammerfenster, damit er sie ehrlich ausstatten und selber sein Auskommen haben konnte." Fra Angelo hat diese Szene in seiner naiven Art in einem Gemälde dargestellt, das sich im Vatikan befindet.

Aber nicht nur in katholischen, sondern auch vielfach in protestantischen Ländern erscheint der große Kinderfreund. Das früher größtenteils protestantische Mülhausen hatte seinen Nikolausjahrmarkt, den „Schnecklemärt", und bei den Reformierten der Niederlande steht wohl keiner in größerer Achtung, als: „Sinte Niklaas, den nobelen Baas." Auch die Ostfriesen halten große Stücke auf Nikolaus, von dem sie singen:

Sünde Klaas, du goode Bloot,
Breng' mi 'n Stückje Zückergood!
Neet te völ un neet te min . . .
Schmiet 't mi man to 't Schößtien in!

Das schlichte Bild des guten Bischofs hat nun freilich im deutschen Volksglauben manche Wandlung erfahren. Altgermanischer Dämonenglaube formte seine christlich friedvolle Gestalt um, und in ihm regte sich der sprunghafte Geist der heidnisch düsteren Wintergeister, mit denen unsere Vorfahren die stürmischen Nächte des Winters bevölkerten. Unter den verschiedensten Gestalten und Namen schreitet der St. Nikolaus durch das Volks- und Kindesleben. Meist hält St. Nikolaus als Bischof, angetan mit Mitra und Hirtenstab, seinen Einzug. Sein Reittier ist ein Schimmel oder Esel, für den die Kinder Hafer, Heu oder eine Mohrrübe in die Schuhe legen, damit auch das treue Tier sein Futter finden soll; denn St. Nikolaus hat auf seinem großen Umritt keine Zeit, das Pferd oder den Esel besonders füttern zu lassen. Darum mögen diejenigen, die er beschenkt, für die Notdurft des Tieres sorgen. Gar oft begleitet ihn als Diener Knecht Ruprecht (Mitteldeutschland), Hans Trapp (Elsaß), Klaubauf (Bayern, Tirol), Klapperbock (Westfalen), Hans Muff (Niederrhein), Rumpanz (Böhmen), Krampus (Österreich), die die Verkörperung der bösen Mächte darstellen und als Symbol die Rute tragen. Mitunter wird Nikolaus auch von einem Engel begleitet (Österreich, Schweiz, Bayern und Elsaß).

Am Abend stellen die Kinder vor dem Schlafengehen Schüsseln, Töpfe, Teller und Schuhe vor die Fenster oder Türen, wobei sie folgendes Sprüchlein sagen:

Sankt Nikolaus, leg' mir ein,
Was dein guter Will' mag sein:
Äpfel, Birnen, Nuß und Kern
Essen kleine Kinder gern.

Brave Kinder werden mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten beschenkt, ungezogene Kinder dagegen finden beim Erwachen eine Rute vor. In Holland singen die Kinder:

Sankt Nikolaus, der gute Mann,
Zieht seinen besten Tabbar an,
Er reitet damit nach Amsterdam,
Von Amsterdam nach Spanien,
Holt Äpfel aus Oranien.
Er gibt den kleinen Kindern was,
Die großen läßt er laufen,
Die können sich selbst was kaufen.

Für den Nikolaustag wird in vielen Gegenden allerlei Backwerk aus seinem Zwiebackteig hergestellt, meist in der Gestalt des Bischofs. Ein alter Kindervers beschreibt einen solchen Sünder Klaas folgendermaßen:

Sünder Klaas is 'n Schentelmann (Gentleman),
He hett 'nen Broh (Hose) von Krintjes (Korinthen) an
Un 'n Rock von Riesebree (Reisbrei);
Sien Haar is von Rosinjes,
Sien Ogen sünt von Gold,
Sien Mund, de is von Zuckergood
Un de Bart von Sütholt.

Im Elsaß wurden am Nikolaustag vielfach Wecken in den Schulen ausgeteilt. In Württemberg und Baden erhalten die Kinder von ihren Taufpaten Geschenke. In Frankreich nimmt der St. Nikolaus ebenfalls bei den Kindern die Stelle des „Bonhomme" ein, der allerhand gute Sachen in die Schuhe schiebt, wenn solche recht „einladend" am Abend vorher vor den Kamin gestellt werden. Abraham a Santa Clara schildert anschaulich das strenge Verhör, das St. Nikolaus mit den Kindern anstellt, bevor er seine süßen Gaben, Äpfel, Nüsse und Hutzeln, verteilt. Fragt der Nikolaus: „Wie sich die Kinder das Jahr über verhalten haben? Ob zum Exempel der Hänserl und der Paul nicht faul? Ob der Fränzerl und der Jgnatzerl kein schlimmes Fratzerl? Ob der Michel und der Six vielleicht gelernt nix? Ob die Lieserl und Thereserl nicht etwa zwei junge Eserl? Ob die Sabindel gern bei der Spindel?" Dies alles fragt der Nikolaus. Nicht selten übernimmt der Nikolaus selbst die Rolle des Kinderschrecks, die sonst seine Begleiter in grotesken Masken mit klirrenden Ketten und ellenlangen Ruten spielen. Im Böhmerwald trägt er ein Kopfkissen als riesige Mütze; das Gesicht ist dick mit Mehl beschmiert, das Bettlaken dient als Geistergewand und in der Hand trägt er eine große Rute. Noch schlimmer ist der Polterklas, der in rauhe Felle eingekleidet ist und gar wild tut, der Butzegraale und der Pelzmärte mit seiner entsetzlich hohen Mütze und dem ungeheuren Sack, in den er die unartigen Kinder steckt. Noch heute schrecken sich die Kinder gegenseitig mit dem Verslein:

Heute kommt der Nikolaus,
Oh, ihr Bösen, welch ein Graus!
Packt die Kinder in den Sack,
Nimmt die Rute: Klick, klack, klack!

Die lärmenden Umzüge des Niklas, das Geschrei und Freudenjauchzen, das sein Erscheinen in der Kinderstube begleitete, boten der Kirche und Regierung bald ein Ägernis. Bald traten Gesetze und Verordnungen gegen die St. Nikolausfeier ein. Ein Dekret des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg vom Jahre 1682 verbot, daß „dem gemeinen Brauch noch allerlei vermummte Personen unter dem Namen Nikolaus auf den Gassen umbherlauffen, in die Häuser entweder willig eingeruffen werden, oder sich auch in dieselben hineindringen, weil solches in stockfinsterem Heidentum den Ursprung hat". Der Laubaner Prediger Martinus Bohemus (1608) warnt vor der Sitte, den Kindern am St. Niklastage Geschenke aufs Bett zu legen und zu sagen, der Niklas habe es beschert, „weil dadurch die Kinder zum Heiligen gewiesen werden, da wir doch wissen, daß nicht St. Niklas, sondern das heilige Christkindlein uns alles Gute an Leib und Seele bescheret, welches wir auch allein darumb anrufen wollen."

Rudolf Herzog.

Zu seinem 60. Geburtstage am 6. Dezember 1929

von Dr. Gerhard Venzmer.

Dort, wo der Rhein sich durch die waldigen Klüfte des Siebengebirges seinen Weg in die Ebene bahnt, wo der steile, sagenumwobene Kegel des Drachenfels und der uralte Rolandsbogen den deutschen Strom zwischen sich hindurch rauschen sehen, lugt aus dem grünen Bergeshang eine trutzige alte Burg, im 15. Jahrhundert als Sommersitz kölnischer Geistlichkeit erbaut: die Obere Burg zu Rheinbreitbach. Der Fremde, der etwa bei fröhlicher Siebengebirgswanderung oder auf der Rheinfahrt das altersgraue Gemäuer aus lachendem Grün der Gärten und Rebenhügel auftauchen sieht und seinen Baedecker darüber befragt, was es mit diesem Bau auf sich habe, wird darüber belehrt, daß es der Wohnsitz des Dichters Rudolf Herzog ist. Und wer das Glück hat, mit dem Hausherrn befreundet zu sein, kann sich davon überzeugen, daß die trauliche alte Burg zwar die kalte Pracht hochgewölbter Hallen und Riesensäle vermissen läßt, dafür aber mit ihren behaglich eingerichteten Zimmern und lauschigen Nischen, mit dem prachtvollen Blick, den das gemütliche Turmzimmer über den blinkenden Rheinstrom, über wogende Wälder und Auen, über Weinberge und efeuumsponnene Burgruinen gewährt, ideale Schaffensstätte für einen heimatverbundenen Dichter sein muß.

Eine „Burg am Rhein" hat er sich immer gewünscht, schon als Kind; aber daß ein gütiges Geschick diesem Jugendtraum wirklich einst zur Erfüllung verhelfen würde, wird Rudolf Herzog kaum geahnt haben, als ihn nach einer in der Vaterstadt Barmen fröhlich verbrachten Schuljugend das Leben mit nicht eben sanften Fäusten anpackte und der kaum Vierzehnjährige nach Düsseldorf in eine Apothekenwarenhandlung in die Lehre gesteckt wurde. Ach, wenn der dichterische Genius schon mit zitternden Schwingen sich zum Fluge anschicken möchte, ist es hart, Teesäcke umzufüllen und Pillen zu drehen; und als Jahre später der gleiche Dichtergeist schon die Fittiche entfaltet und die ersten Flüge gewagt hat, da ist es beinahe noch grausamer, daß Rudolf Herzog nun in blauem Arbeiterkittel und in klappernden Holzschuhen in den weltberühmten Elberfelder Farbenfabriken in die Geheimnisse der Färbetechnik eingeführt werden soll. Damals schon hat er ganz andere Dinge im Kopf als Lichtechtheit und Säureechtheit, und so schließt er, um sich wenigstens zeitweilig aus den Düften der Farbensiedereien in seine Gedankenwelt retten zu können, mit dem alten Badewärter der Fabrik einen geheimen Pakt, der es ihm ermöglicht, von Zeit zu Zeit der nüchternen Welt der Wirklichkeit zu entfliehen und sich für ein Weilchen zum Dichten in die — Badewanne zu legen. Daß die hochwohllöbliche Direktion sich nicht eben freut, als sie davon Wind bekommt, ist verständlich, und so trennt man sich denn im Jahre 1890 in Frieden und Eintracht.

Kaum zwanzigjährig, wagt Rudolf Herzog den Sprung ins Ungewisse, geht gegen den Willen seiner Familie nach Berlin, um sich hier durch journalistische Arbeit Lebensunterhalt und Bildungsmöglichkeiten zu verdienen. Die karge Freizeit aber benutzt er in eiserner Energie, um sich weiter zu bilden und seiner Muse zu dienen. Länger als ein Jahrzehnt wirft den jungen Dichter die journalistische Laufbahn hin und her, bald nach Darmstadt, nach Hamburg, dann wieder nach Berlin; und wenn auch seine Arbeiten Verleger finden, wenn er sich auch als Feuilletonist, als Theater- und Kunstkritiker einen gut klingenden Namen schafft: der große Erfolg, der wie der Funke in das Pulverfaß der öffentlichen Begeisterung fällt, bleibt noch aus.

Das ändert sich mit einem Schlage, als Rudolf Herzog in rascher Folge von 1902 bis 1904 seine Romane „Der Graf von Gleichen", „Die vom Niederrhein" und „Das Lebenslied" veröffentlicht. Gleichsam über Nacht erringt er mit diesen drei Werken die Gunst des Publikums, und mit der sehr verdienten Anerkennung seines Schaffens geht auch der äußere Erfolg Hand in Hand: Rudolf Herzog kann nun dem Journalistenberuf Lebewohl sagen und sich ganz seinem dichterischen Werke widmen. Sogleich wendet er sich, nachdem die erwähnten drei Romane, dichterische Gestaltungen der Fragen und Aufgaben persönlicher Lebensgestaltung, seinen Ruhm begründet haben, einem neuen Gebiet zu: der erzählende Darstellung des nationalen Lebens. Hier ist das Feld, auf dem der Dichter Rudolf Herzog recht eigentlich zu Hause ist: wenn er das arbeitende und schaffende Deutschland schildert, wenn er Handel und Wandel dem Blick entrollt, wenn er mit warmem Herzen deutsche Art und Sitte und den Segen der heimatlichen Scholle vor unsere Augen stellt. Diese vertrauende Liebe zum Vaterlande, dieses unentwegte Sicheinsetzen für den deutschen Gedanken hat dem im besten Sinne des Wortes deutschen Dichter die Herzen seiner Hunderttausende von Lesern erobert. In allen den zahlreichen Romanen, die in dreißigjähriger fruchtbarer Schaffensperiode aus seiner Feder geflossen sind — besonders in den „Wiskottens", den „Hanseaten" und den „Burgkindern", im „Großen Heimweh" und in den „Stoltenkamps", im „Fähnlein der Versprengten" und im jüngsten Werk, der Selbstbiographie „Wilde Jugend" —, überall ist, gesteigert durch seine meisterhafte Erzählerart, dieses warmherzige Bekenntnis zum Deutschtum der feste und unverrückbare Untergrund, auf dem die Dichtung sich aufbaut, der Brunnenquell, aus dem sie ihre Eingebungen bezieht.



Bunte Chronik



* **„Meiner Frau vermache ich ihren Liebhaber."** Der Chef-Buchhalter der Londoner „Prudential Assurance Co." verlas dieser Tage in einer Versammlung von Versicherungs-Fachleuten einige eigenartige Testamente, die zur Kenntnis seiner Gesellschaft gekommen sind. Wäre Mr. Grainger nicht ein sehr ernster Ziffernmensch, der sich nicht mit Anekdoten abgibt, und wäre der Bericht über seinen Vortrag nicht in dem nicht minder ernsten „Daily Telegraph" zu lesen, man wäre geneigt, diese Äußerungen eines letzten Willens als Erfindungen zu betrachten. „Meiner Frau vermache ich ihren Liebhaber", verfügte ein Newyorker Börsenmakler, dessen Testament gegenwärtig dem zuständigen Gericht zur Prüfung („Probation") vorliegt, „und die ausdrückliche Versicherung, daß ich nicht der Narr war, für den sie mich gehalten hat. Meinem Sohne hinterlasse ich das Vergnügen, sich jetzt endlich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Fünfunddreißig Jahre lang hat er geglaubt, daß dieses Vergnügen auf meiner Seite sei. Er hat sich geirrt. Meiner Tochter vermache ich 100 000 Dollars; sie kann sie gut gebrauchen. Das einzige gute Geschäft, das ihr Mann getätigt hat, machte er, als er sie heiratete. Meinem Diener vermache ich alle Kleider, die er mir in zehn Jahren gestohlen hat. Meinem Chauffeur hinterlasse ich meine Autos; er hat sie beinahe ganz ruiniert, und er mag die Genugtuung haben, ihnen endgültig den Rest zu geben. Meinem Kompagnon vermache ich einen guten Rat: er soll sich schleunigst einen anderen Partner suchen, sonst bringt er kein einziges Geschäft zustande." Mr. Greinger erzählte ferner von einem anderen letzten Willen, der auf — Eierschalen geschrieben war, und von einem Testament, das im Somerset House ruht — das Vermächtnis eines Soldaten, das in seinem Militär-Dienstbuch niedergeschrieben war, durch welches eine Kugel hindurchgegangen war. Die Schrift war leserlich geblieben. Ein Matrose hatte seinen letzten Willen auf sein „Identity Disk", die kleine Metallscheibe geschrieben, auf welcher der Name und alle sonstigen Personalien des Trägers verzeichnet sind. Er mußte sich wegen des geringen Umfangs der Scheibe einer beinahe mikroskopisch kleinen Schrift bedienen. Ein aus dem Meeresgrunde heraufgeholtes Testament, das auf Pergament geschrieben war, war auf den zehnten Teil seines ursprünglichen Umfangs eingeschrumpft, konnte aber trotzdem leicht gelesen werden.

Lustige Rundschau



* **Bei der Wahrsagerin.** „Bloß einen Arbeiter!?" — „Für fünf Groschen können Sie keinen Minister von mir verlangen, Fräulein!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.